

ZUR SITUATION

Kirche – wohin?

Reiner Anselm/Isolde Karle

Die Situation der evangelischen Kirche in Deutschland ist angespannt. Die Austrittszahlen sind hoch, überdies führt die Coronakrise zu einem signifikanten Rückgang der Kirchensteuern. Die Freiburger Studie »Kirche im Umbruch« prognostizierte schon vor der Coronakrise, dass die Kirche bis 2060 etwa die Hälfte ihrer Mitglieder verlieren wird. Konkret müssen die Kirchen bis zum Jahr 2030 mit einem Rückgang von etwa 25 Prozent an Kirchensteuern rechnen. Zugleich steigen ab 2025 die Ruhestandszahlen massiv und damit auch die Versorgungskosten insbesondere für die Pfarrerschaft. Die »dagobertinische Phase« (W.-D. Hauschildt) der organisatorischen Hochrüstung ist endgültig vorbei. Es liegt auf der Hand, dass diese Prognosen die Kirchenleitungen vor große Herausforderungen stellen. Wie soll das kirchliche Leben mittel- und längerfristig finanziert werden? Welche Prioritäten sind zu setzen? Welche Stellen sind einzusparen, welche Arbeitszweige zurückzubauen, welche Gebäude zu schließen? Die Landeskirchen sind im Blick auf diese schwerwiegenden und in jedem Fall Enttäuschung hervorrufenden Entscheidungen nicht zu beneiden. Nun hat ein »Z-Team«, dessen Mitglieder von der EKD-Synode berufen wurden, ein Papier vorgelegt, das unter

dem Titel »Auf gutem Grund – Elf Leitsätze für eine aufgeschlossene Kirche« eine Diskussion über den weiteren Weg anstoßen möchte. Nicht ganz klar ist in dem Papier, ob die EKD als Dachverband der protestantischen Kirchen in Deutschland dabei über sich selbst spricht oder ob sie Leitlinien für die Gesamtkirche entwickeln möchte, die alle Gliedkirchen übernehmen sollen. Für letzteres kann die EKD ob der Autonomie der Landeskirchen nur werben – die EKD kann keine zentralen Steuerungsimpulse durchsetzen und hat auch nicht die Ressourcen dazu. Und doch gibt es zentralistische Tendenzen in dem Papier, die genau dies zu insinuieren scheinen. Am plausibelsten und auch am zielführendsten wäre eine Deutung, die das Papier als Auftakt für eine grundlegende Debatte über eine sachgerechte Zuordnung der beiden Ebenen von Landeskirchen und EKD versteht – allein: dies wird nicht explizit kommuniziert. In der Unbestimmtheit der Zielsetzung wirkt das Papier letztlich vor allem ratlos. Der Ratlosigkeit, die Ausgangspunkt des Papiers ist, hat auch die wissenschaftliche Reflexion wenig entgegen zu setzen. Die gesamtgesellschaftlichen Säkularisierungsprozesse und der mit ihnen verbundene Rückgang der Kirchenmitglieder

sind gegenwärtig auch durch die besten Aktivitäten und Innovationen nicht zu stoppen. An manchen Stellen des Papiers ist dieser Realismus zu erkennen. Anders als noch im Reformpapier »Kirche der Freiheit« von 2006 glaubt die EKD nicht mehr, gegen den Trend wachsen zu können. Zugleich scheint es, als sei es immer noch mühsam, diese Erkenntnis tatsächlich zu akzeptieren. Das Papier wirkt deshalb auch in dieser Hinsicht an vielen Stellen widersprüchlich und diffus. Viele Ideen stehen unstrukturiert nebeneinander und sind in sich inkohärent.

Es wäre schon viel gewonnen, wenn sich die Kirche offen ihre eigene Ratlosigkeit eingestehen würde – und vor diesem Hintergrund im Gestus der Nachdenklichkeit und des offenen, suchenden Fragens mit den verschiedenen kirchlichen Akteuren und wissenschaftlichen Experten ins Gespräch käme. Dies ist aber nicht der Fall. Das Papier hat eher proklamatorischen Charakter und verfällt immer wieder in eine futurische, selbstgewisse Sprache der Selbstoptimierung. Dabei wird einerseits zugestanden, dass die Kirche kleiner werden wird, andererseits mit der Erotik des Wandels suggeriert, dass am Ende alles gut werden wird, wenn die kirchlichen Akteure nur authentisch und fluide, voller Lebendigkeit, Aktivität, Bewegung und Dynamik Kirche leben.

Welche Probleme werden identifiziert und welche Lösungswege vorgeschlagen? Einige wenige Punkte, die wir für zentral erachten, greifen wir heraus.

I. Kirchenmitgliedschaft und Kirchengemeinde

Erstaunlich ist, dass die EKD auf ihre eigenen, aufwändig finanzierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen (KMU) an keiner Stelle rekurriert und in vieler Hinsicht geradezu das Gegenteil von dem empfiehlt, was sich aus diesen ergibt. Die

Kirchenmitgliedschaftsstudien werden seit 1972 in einem 10-jährigen Turnus durchgeführt. Die Ergebnisse variieren, doch gibt es viele Kontinuitätslinien. Zu nennen ist erstens die vom Protestantismus lange unterschätzte Bedeutung der Pfarrerinnen und Pfarrer als Schlüsselfiguren kirchlichen Lebens und zweitens die Entdeckung der sogenannten distanzierten Kirchenmitglieder, die nur selten am Gemeindeleben teilnehmen, sich aber selbstverständlich zur Kirche rechnen. Beide Entdeckungen führten schon vor Jahrzehnten zu Korrekturen in der Wahrnehmung kirchlichen Lebens. Beide werden im Leitsätze-Papier mehr oder weniger ignoriert.

Zunächst zu den Kirchenmitgliedern: Erst durch die Mitgliedschaftsstudien wurde deutlich, dass diejenigen, die nicht regelmäßig Gottesdienste besuchen, nicht etwa desinteressierte Karteileichen sind, sondern Christinnen und Christen, die es aus unterschiedlichen Gründen schätzen, in der »Halbdistanz« zu verbleiben und ihre Mitgliedschaft nicht den Zumutungen der Interaktion auszusetzen. Sie gehören nicht zur NGO-Bewegungskirche (G. Thomas), halten in der Regel wenig von Experimenten und der Inszenierung authentischer Frömmigkeit, von der das Papier wiederholt spricht, sind aber dankbar, wenn sie im Krisenfall auf einen Pfarrer bzw. eine Pfarrerin zurückgreifen können, der bzw. die sie an den Wendepunkten des Lebens seelsorglich begleitet, das Gespräch mit ihnen sucht und ein existentielles Lebensereignis religiös zu deuten und rituell zu begehen und zu feiern weiß. Christian Albrecht hat zur Illustration dieses Phänomens das Bild der Apotheke geprägt – man möchte sie genau an dem Ort zur Stelle wissen, wo man sie braucht, allerdings geht man im Alltag davon aus, ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen zu müssen.

Diese Form der Kirchenmitgliedschaft – in der punktuell von Distanz auf Nähe

umgestellt wird, um dann wieder ohne schlechtes Gewissen in die Distanz zurückzukehren – ist in keiner Weise defizitär. Es ist gerade die Stärke der Volkskirche, dass sie neben geselligen und intensiven Gemeinschaftsformen auch Distanz erlaubt und ermöglicht. Überdies ist es ein Grundzug des Protestantismus, dem Einzelnen nicht zu nahe zu kommen, sondern ihm die Freiheit zu gewähren, den Glauben auf eigene Weise zu leben. Dass die meisten Menschen nur ab und zu Kontakt zur Kirche aufnehmen, ist deshalb nicht zu beklagen, sondern als »normale« Kommunikationsform in der funktional differenzierten Gesellschaft zu würdigen. Es ist gerade die Distanz, die die Gesellschaft bzw. die Kirche in ihrer Vielfalt zusammenhält. Allerdings ergibt sich aus den Kirchenmitgliedschaftsstudien ebenfalls, dass diese distanzierte Form der Kirchlichkeit nur dann stabil bleiben kann, wenn sie eingebettet bleibt in einen stabilen Rahmen christlicher Praktiken. Gerade diese Praktiken werden in den Leitsätzen nicht thematisiert, sie sind vielmehr einseitig auf die kognitive Dimension des Glaubens fokussiert.

Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen zeigen, dass die evangelische Kirche – vor allem von den sogenannten »Distanzierten« – vorrangig über die Ortsgemeinden und ihre Pfarrerrinnen und Pfarrer wahrgenommen wird. Die Kasualien sind in der Regel das erste, was Kirchenmitgliedern zur Kirche einfällt, darüber hinaus werden die Festgottesdienste im Jahresverlauf genannt. Auch das Kirchengebäude wird als Ort biographischer und religiöser Erinnerung geschätzt. Die Ortsgemeinde ist insofern nicht mit der Vereinskirche, die engere Bindungen untereinander pflegt, zu

identifizieren, sondern ein sehr viel pluraleres Gebilde. Vor allem Pfarrerrinnen und Pfarrer werden dieser Pluralität durch die Kasualien ansichtig und vermitteln als Schlüsselfiguren zwischen den heterogenen Gruppen im Netzwerk der Gemeinde. Die fünfte KMU resümiert: »Auch unter den Bedingungen moderngesellschaftlicher Differenzierung, religiöser Vielfalt und biographischer Mobilität scheint die Kirche vor Ort aus der Sicht der Mitglieder von hoher, ja gelegentlich identitätsstiftender Bedeutung zu sein. Dies gelingt der Kirche vor allem deshalb, weil ihre Mitglieder in der Ortsgemeinde eine ganze Reihe höchst vielfältiger Themen, Personen und Vollzüge wahrnehmen, an denen sie selbst [...] auf ebenso vielfältige Weise Anteil nehmen können.«¹ Über die Ortsgemeinden ist es darüber hinaus möglich, über Kindergärten und den Konfirmandenunterricht niedrigschwellig religiöse Bildungsarbeit anzubieten, was die elf Leitsätze zu recht als wesentlich für die Zukunft der Kirche betrachten.

Es ist von daher für die Kirche elementar, ihre vielfach bewährten Sozialformen, in denen sich die habituelle Form christlicher Praktiken – in all ihrer Vielfalt, aber auch in all ihrer Distanziertheit – bilden kann, nicht als überholt anzusehen oder gar abzuqualifizieren, sondern so gut es eben geht aufrecht zu erhalten – nicht nur in parochialen Gemeinden und nicht mit einem Pfarramt in jedem Ort, aber so weit möglich mit einer kirchlichen Präsenz in der Fläche. Eine Bewegungskirche ohne Ortsgemeinden hat keine Stabilität und keine Zukunft, ihr fehlt das institutionelle Rückgrat, das, wie bei einer Apotheke, eine Erreichbarkeit sicherstellen kann und dies auch dann, wenn man sich lange nicht mehr dort

1. J. Hermelink/ G. Kretzschmar, Die Ortsgemeinde in der Wahrnehmung der Kirchenmitglieder – Dimensionen und Determinanten, in: H. Bedford-Strohm / V. Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 59-67: 67.

aufgehalten hat. Es erscheint nachgerade gefährlich, den Fokus so sehr auf Aktivität und Engagement zu setzen, wie es das Papier tut, und rezeptive religiöse Inklusionsformen, bei denen Menschen »nur« Hörende oder Teilnehmende sind, als »Einwegkommunikation« gering zu schätzen und somit abzuwerten. Ebenso wenig leuchtet es ein, »traditionelle Sonntagsgottesdienste« den »vielen gelingenden Alternativen gottesdienstlicher Feiern« abschätzig gegenüber zu stellen. In beiden Formen ist es möglich, ästhetisch und religiös angesprochen und affiziert zu werden.

Die vielfach gescholtenen Ortsgemeinden sind überdies genau die Orte, in denen der Zusammenhang von Diakonie und Glaube, der in den Leitsätzen eingefordert wird, anschaulich zum Ausdruck kommt – ohne die Kirchengemeinden wäre die sogenannte Flüchtlingskrise von 2015 nicht zu bewältigen gewesen, auch in der Coronakrise haben die Gemeinden sehr viel Kreativität gezeigt, um Wege zu einsamen und alten Menschen zu finden, konkret zu helfen, Zeichen der Zuwendung zu setzen und Kirchengebäude offen zu halten für Menschen in Not. Sie sind es auch, die mit sozialen Problemen vor Ort konfrontiert werden, zur Lokalpolitik und zu den Kommunen Kontakte pflegen und mit diesen zusammen nach konkreten Lösungswegen suchen.

II. Kirchenbindung und Pfarrberuf

Die fünfte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat deutlich gezeigt, wie elementar der Pfarrerkontakt für die Kirchenbindung ist. Etwa drei Viertel aller evangelischen Kirchenmitglieder kennen eine Pfarrerin bzw. einen Pfarrer mindestens von ferne, fast die Hälfte persönlich. Nicht nur der persönliche Kontakt stärkt die Kirchenbindung, sondern allein schon die Wahrnehmung einer

Pfarrerin/eines Pfarrers aus der Distanz heraus. Die KMU hebt deshalb das öffentliche Wirken eines Pfarrers/einer Pfarrerin besonders hervor. Während diejenigen, die einen Pfarrer/eine Pfarrerin mindestens vom Sehen her kennen, ein stabiles kognitives und emotionales Verhältnis zur Kirche haben, sind die 22 Prozent, die keinerlei Kontakt zu einem Pfarrer/einer Pfarrerin haben, nur lose mit der Kirche verbunden und denken viel eher über einen Kirchenaustritt nach. Diese Ergebnisse zeigen, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer und die Erfahrung der lokalen Kirche für die Kirchenbindung viel wichtiger sind als die EKD, die sich als Bindungsfaktor hier völlig überschätzt. Selbstverständlich ist es wichtig, wie sich die EKD medial präsentiert, aber entscheidend sind für die Kirchenbindung in der Regel interaktive Erfahrungen. Wie wichtig Begegnungen in Kopräsenz sind, ist in der Corona-Pandemie erneut deutlich geworden. Pfarrerrinnen und Pfarrer sind das personale Gesicht der Kirche, nicht zuletzt die Gemeindepfarrerrinnen und -pfarrer, die bei Kasualien und in anderen Gottesdiensten zu erleben sind. Auch die Gewinnung von Ehrenamtlichen und Engagierten, die im Leitsätze-Papier im Vordergrund stehen, wird nicht ohne das gezielte Ansprechen und die Kompetenz von Pfarrerrinnen und Pfarrer, Fähigkeiten und Interessen von Laiinnen und Laien zu erkennen, gelingen.

Die Leitsätze erwähnen die Pfarrerrinnen und Pfarrer erstaunlicherweise mit keinem Wort. Sie scheinen in einer hoch dynamischen Bewegungskirche keine Rolle mehr zu spielen und werden subsumiert unter »Mitarbeitende«, wobei das Papier zugleich betont, dass der Unterschied zwischen Haupt- und Ehrenamt künftig abgebaut werden soll. Vor dem Hintergrund der Sympathie für eine Bewegungskirche mögen Elemente der Institution bedeutungslos sein, für die

Mehrheit der Kirchenmitglieder stellt sich die Lage aber anders dar: Für den Fall, dass sie die Dienste der Kirche benötigen, erwarten Kirchenmitglieder professionelle Kompetenz. Um noch einmal das Beispiel von der Apotheke zu bemühen: Das Engagement des Personals mag wichtig sein, es kann aber auf Kenntnisse und Expertise nicht verzichten, wenn eine individuelle Beratung notwendig wird. Für diese Dimension der Kirche fehlt das Verständnis, es ist kein Gespür dafür da, wie wichtig Professionalität und damit Erwartungssicherheit, wissenschaftlich-theologische Kompetenz, Verschwiegenheit und ein Professionsethos für das Vertrauen der Menschen und die Erreichbarkeit der Kirche in der funktionsdifferenzierten Moderne sind. Nicht mehr Qualität und Bildung, sondern Glaubensstärke und Authentizität scheinen jetzt gefordert zu sein und dies, obwohl die KMU feststellt, dass Qualität eine immer größere Rolle für die Kirchenmitglieder spielt. Thies Gundlach fasste die Erkenntnisse der letzten KMU treffend so zusammen: »Qualitativ wertvolle religiöse Kommunikation in einer konkreten Gemeinde vor Ort durch den klassischen Berufsstand bleibt die zentrale Erwartung aller Mitglieder an ihre Kirche.«² Diese Erkenntnis scheint frappierend schnell vergessen worden zu sein.

Wie Pfarrerinnen und Pfarrer künftig finanziert werden können, ist eine schwierige Frage und abwägend zu diskutieren. Doch die wichtigste Berufsgruppe gleich ganz zu verschweigen, ist realitätsvergessen und unterschätzt die zentrale Rolle, die sie für ein besonnenes, theologisch reflektiertes und umsichtiges Agieren in einer heterogenen Kirche und nicht zuletzt im Hinblick auf die Erwartungen der Kirchenmitglieder spielt.

III. Kirche und Öffentlichkeit

Christlicher Glaube ist immer mehr als nur eine Privatsache. Das Engagement für das Gemeinwesen, für die Belange derer, die uns nicht nur als die Nahen in unserer Familie oder der unmittelbaren Nachbarschaft, sondern auch als die Fernen in der (Welt-)Gesellschaft begegnen, ist unverzichtbarer Bestandteil des christlichen Glaubens. Neben dem persönlichen Glauben und der individuellen Frömmigkeit sowie dem Bezug auf die Kirche, sowohl als Gemeinschaft der Glaubenden als auch als Ort und Praktik einer solchen Vergemeinschaftungsform, ist die Verantwortung für das Zusammenleben im Gemeinwesen ein elementarer Teil des Christentums. Die alte Auffassung, die Kirche und Öffentlichkeit so einander gegenüberstellen wollte, dass sich die Kirche als ein eigenständiger Verband oder eine Körperschaft auf die außerkirchliche, politische Öffentlichkeit bezieht und dabei die im Bereich der Politik diskutierten Fragestellungen selbst noch einmal aus der ihr eigenen Perspektive zur Sprache bringt, entspricht weder der Realität noch dem Selbstverständnis des Protestantismus. Das Engagement für das Politische erfolgt, wo es nicht unmittelbar um institutionelle Eigeninteressen geht, nicht über die Kirche, sondern über diejenigen Repräsentanten des Politischen, die sich dem Christentum verbunden fühlen. Die Kirche, ihre Gremien und Kommissionen kommen dort ins Spiel, wo es darum geht, vor dem Hintergrund der eigenen Tradition und in der Vielfalt der Perspektiven einen Korridor für konkrete Sachentscheidungen zu beschreiben. Dazu muss in einem iterativen Verfahren immer wieder ausgelotet werden, wie weit der Rahmen des Gemeinsamen gezogen werden kann, innerhalb dessen sich individuelle

2. Th. Gundlach, Erste Folgerungen aus der V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, in: EPD-Dokumentation Nr. 36, 2014, 21-28: 28.

Entscheidungen vollziehen dürfen und müssen. In Friedensfragen etwa wird eine evangelische Position mit Sicherheit den Vorrang friedlicher Konfliktregelung vor militärischer Intervention festhalten können. Die daraus folgenden Konkretionen für politische Entscheidungen dürften allerdings schnell sehr kontrovers ausfallen, je nachdem, aus welcher Perspektive sie getroffen werden. Aufgabe der Kirche ist es in diesem Zusammenhang, über die evidenten gemeinsamen Überzeugungen hinaus auszuloten, auf welche weitergehenden Gemeinsamkeiten sich die unterschiedlichen Positionen einigen können, unbeschadet der Tatsache, dass es in Einzelfragen immer unterschiedliche Optionen geben kann und muss. Wenn die in den Leitsätzen angesprochene Kritik an einer Einwegkommunikation als Plädoyer für die dazu notwendigen diskursiven Prozesse zu lesen wäre, dann wäre dem vollständig zuzustimmen.

Diese Rahmensetzung als Aufgabe der Öffentlichkeitsdimension des Protestantismus darf aber nicht verwechselt werden mit dem Versuch, individuelle Entscheidungen von Verantwortungsträgern im Bereich des Politischen kirchlich normieren zu wollen. Die Unterscheidung zwischen der individuellen, der kirchlichen und eben der öffentlichen Dimension des Christseins ist identitätsstiftendes Merkmal des Protestantismus. Von dieser Komplexität ist in den Leitsätzen allerdings wenig zu erkennen, im Gegenteil. Dort wird unter »Öffentlicher Theologie« deutlich mehr verstanden als die Vermittlung von Orientierung in sozialem Fragen, wenn auch individuelle Sinnstiftung und Kontingenzbewältigung unter diesen Begriff gefasst werden. Damit aber verwischen die Grenzen zwischen Heil und Wohl und wird im Blick auf das Öffentliche Eindeutigkeit suggeriert, die für die Sinnstiftung und Kontingenzbewältigung angemessen, im Blick auf das Politische jedoch anmaßend ist.

Im Hintergrund steht dabei offenkundig die Idee, die Institutionalität der Kirche zu Gunsten einer Bewegungskirche in den Hintergrund treten zu lassen. In einer solchen Bewegung gibt es eine hohe Übereinstimmung zwischen Leitüberzeugung und Aktionsform, sie versucht, ihre Position in der Öffentlichkeit offensiv zu vertreten und ihr Raum zu schaffen. In dieser Hinsicht sind offenbar diejenigen Passagen zu verstehen, die den Rückbezug auf das, was vom Evangelium her unbedingt zu sagen ist, als Kriterium für eine Positionierung gegenüber der Öffentlichkeit angeben. Mehr noch: Indem dieser Rückbezug ja auch auf die Sinnstiftung und Kontingenzbewältigung bezogen wird, soll anscheinend mit den Leitsätzen das eingelöst werden, was 2006 in »Kirche der Freiheit« offengeblieben ist: die Umsetzung des mit der dritten These der Barmer Theologischen Erklärung gegebenen Auftrags, dass die Organisationsgestalt der Kirche ihrer Botschaft entsprechen müsse. Der Verweis auf das zeichenhafte, exemplarische Handeln ist wohl in diesem Zusammenhang zu interpretieren. Dies setzt allerdings eine hohe Homogenisierung voraus, die angesichts der gegebenen Struktur der Kirchenmitgliedschaft kaum zu gewinnen sein dürfte: Nach wie vor sind die Kirchenmitglieder ein Spiegel der Gesellschaft, die unterschiedlichen Positionen zu einzelnen Sachfragen finden sich in nahezu derselben Verteilung innerhalb der Kirche wie im Rest der Gesellschaft.

Eine programmatische Homogenisierung der innerhalb der Kirche vertretenen Auffassungen, durch die etwa diejenigen, die in bestimmten politischen Optionen in der Familien-, der Migrations- oder Friedenspolitik mit Gründen andere Auffassungen vertreten, aus der Gemeinschaft der Glaubenden gedrängt würden, ist sicherlich nicht intendiert. Die spezifische Funktion der Kirche für das Zusammenleben in der Gemeinschaft besteht nicht

darin, eine bestimmte Position zu verstärken. Ihre Aufgabe ist es, den Boden für Kompromisse zu bereiten und den Sinn für die Suche nach dem Gemeinsamen zu pflegen. Wenn man also Barmen III aufnehmen wollte, dann müsste das in dieser Perspektive erfolgen: Welche Struktur der Kirche unterstützt am besten das Ziel, Korridore für Kompromisse zu beschreiben? Die institutionelle Gestalt dürfte hier kaum zu übertreffen sein. Das bedeutet in der Tat – hier lässt sich das Papier trefflich aufnehmen –, nicht zu allen Fragen konkreter Politik Stellung zu nehmen, sondern nur zu denen, die für den gesellschaftlichen Zusammenhalt von Bedeutung sind. Aber es bedeutet eben auch, die mit Gründen vertretene Pluralität der Positionen ernst zu nehmen.

Mit der Unterscheidung zwischen den verschiedenen Dimensionen des Christseins geht auch einher, dass die Funktion, die die Kirche für das Öffentliche, für das Gemeinwesen zu erfüllen hat, von der abzugrenzen ist, die ihr gegenüber den einzelnen Christinnen und Christen zukommt. Hier geht es um das Heil, um die Vermittlung von Gewissheit in letzten Fragen – und nicht um Kompromisse. Im öffentlichen Bereich ist hingegen der Kompromiss gefragt, nicht die programmatische Eindeutigkeit. Werden diese Ebenen vermengt, bleiben beide Aufgaben, die gegenüber den Einzelnen ebenso wie gegenüber dem Öffentlichen, defizitär. Diese Grundeinsichten evangelischer Theologie werden in den Leitsätzen aber nicht berücksichtigt.

Dabei ließe sich eine entsprechende Unterscheidung durchaus fruchtbar machen für eine richtige Zielsetzung des Papiers, nämlich die eingangs bereits angesprochene Zuordnung zwischen der EKD und den Landeskirchen. Es ist unverkennbar, dass die kontroversen Fragen über die Gestalt des guten und richtigen Zusammenlebens immer stärker auf der Bundesebene angesiedelt sind. Vom

Familien- über das Medizin- bis hin zum Ausländerrecht sowie im Sozialbereich handelt es sich in weit überwiegender Maße um Bundesangelegenheiten. Hier die Zuständigkeiten im Blick auf entsprechende Stellungnahmen zu ordnen und bei der EKD statt bei der Vielzahl der Gliedkirchen anzusiedeln, wäre ein überfälliger und sinnvoller Schritt, der zudem dem Gründungsimpuls der EKD und deren Grundordnung entsprechen würde. Das schließt in keiner Weise aus, dass sich einzelne Christinnen und Christen, Amtsträger ebenso wie Laien, zu politischen Fragen äußern. Nur können sie dabei nicht beanspruchen, für den Protestantismus zu sprechen. Dies sollte der EKD und ihren Organen obliegen, die allerdings entsprechend des Auftrags des besonderen Amtes den Protestantismus in seiner Vielstimmigkeit abbilden und zur Geltung bringen müssen. Umgekehrt wiederum ist es wenig zielführend, Fragen der individuellen Frömmigkeit, die ebenso wie die gelebte Kirchlichkeit in Deutschland durch ein sehr hohes Maß an regionaler Pluralität gekennzeichnet sind, auf EKD-Ebene einheitlich regeln zu wollen. Karl Barths Feststellung, dass das Evangelium in der jeweiligen lokalen Sprache, im Dialekt eines Tales oder einer Gegend an die Menschen ergeht, mag hier als Merkposten dienen.

IV. Individualität und Sozialität: Perspektiven

Die Kirche tut sich gegenwärtig nicht zuletzt deshalb so schwer, weil Religion und Organisation in der späten Moderne in einem Spannungsverhältnis stehen. Religionssoziologisch ist evident, dass Religiosität religiöse Adressierbarkeit und damit Sozialformen braucht, um entstehen und gedeihen zu können. Die Frage ist, wie »weichere« soziale Stützpunkte und Sozialformen aussehen könnten, die der

Individualität mehr Raum geben als so manch traditionelles Format. Ein paar Beispiele seien angedeutet, die im Unterschied zu den Leitsätzen den Fokus auf differenzierte inhaltliche Angebote, nicht auf neue Formen der Mitgliedschaft setzen.

Ein großer Schatz der Kirchen sind die *Kirchengebäude*. Eine Kirche kommuniziert Religion bereits durch die Sakralität des Raumes, durch die Möglichkeit, Kerzen anzuzünden, ein Gebet zu sprechen, Orgelmusik zu hören etc. Wir wissen aus Ostdeutschland, dass die Bindung an ein Kirchengebäude die Kirchenmitgliedschaft überdauern kann. Sind Kirchengebäude zugänglich, werden sie als Räume der Stille und der Kontemplation geschätzt und aufgesucht. Die Ruhe des Kirchenraums bildet einen wohltuenden Kontrast zum Alltag. Gerade die semantische Vagheit, die mit der stabilen Invarianz des Kirchengebäudes gekoppelt ist, wird von den Besucherinnen und Besuchern geschätzt. Kirchen sind exemplarische Orte der Präsenz Gottes in der Welt. Sie symbolisieren die Unverfügbarkeit individueller und kollektiver Daseinsbedingungen. In einer Welt, in der die digitale Kommunikation an Bedeutung gewinnt, ist es gerade die Immobilität und Materialität des Kirchenraums, die Vertrauen herstellt. Während des Lockdowns wurden Kirchen deshalb vielfach als Orte der Zuflucht von Menschen in Angst und seelischer Not aufgesucht. Ästhetische Kirchengebäude, insbesondere in Innenstädten, müssen deshalb zugänglich sein, kleine religiöse Formate (Orgelmusik, Mittagsgebete etc.) sollten in ihnen niedrigschwellig zu religiöser Meditation und Praxis einladen.

Ein zweiter wichtiger Fokus, der mit den Kirchengebäuden unmittelbar verknüpft ist, bezieht sich auf Kirchenmusik und Kunst. Die *Kirchenmusik* spielt im Protestantismus seit jeher eine zentrale Rolle. Die Reformation war nicht zuletzt auch eine Singbewegung des Volkes.

Viele Menschen, die gegenwärtig nicht oder nur selten in die Kirche gehen, werden von Musik und Gesang berührt und religiös affiziert. Seit den 1960er Jahren ist eine immense Fülle an neuen geistlichen Liedern entstanden, es gibt ein blühendes Chorleben, die Gospelmusik erfährt große Resonanz, aber weiterhin auch die klassische Musik, insbesondere in Gestalt der Passionen und Oratorien von J. S. Bach, die regelmäßig die Konzertsäle und Kirchen füllen. Religiöse Kommunikation bezieht sich nicht nur auf sprachliche Formen des Mitteilens und Verstehens, sondern auch auf ästhetische, auf Musik und Ikonographie. Für Friedrich Schleiermacher war der Gottesdienst ein Regenerationszentrum christlichen Lebens und dies nicht zuletzt aufgrund der hohen Bedeutung von Musik und Gesang. Die Musik drückt nach Schleiermacher etwas unverwechselbar Eigenes aus, das mit Worten nicht zu sagen ist. Nicht nur die Klassiker, auch zeitgenössische Musik sollte deshalb mehr Raum in der Kirche gewinnen.

Auch wenn es nicht jedermanns Sache ist, sind *spirituelle und meditative religiöse Sozialformen* in der evangelischen Kirche zu fördern. Spiritualität ist nicht selten eine Art »self religion« (H. Knoblauch), zugleich ist sie offen für religiöse Fragen. Spiritualität ist für viele attraktiv, weil damit körperbezogene religiöse Formen verknüpft werden, die nach dem »body turn« (R. Gugutzer) als »ganzheitlich« wahrgenommen und erlebt werden – beim christlichen Fasten und Pilgern zum Beispiel. Auf große Resonanz stoßen auch mystisch-meditative Formen, wie sie in Taizégottesdiensten praktiziert werden. Ein weiterer sozialer Stützpunkt religiöser Aktivität, der einerseits auf Kirche bezogen ist, andererseits vielfach nicht mit Kirche assoziiert wird, ist der Kalender »Der Andere Advent«, der seine zwei Millionen Leserinnen und Leser sechs Wochen lang durch die Advents- und Weihnachtszeit

führt, ästhetisch anspruchsvoll gestaltet ist, zwischen Profil und Niedrigschwelligkeit changiert und zur subjektiven Deutung einlädt. Insgesamt geht es darum zu erkennen, dass Kirche auch vielfach dort, wo man von ihr abrückt, noch Impulsgeber religiöser Praxis ist. Auch moderne Religiosität ist auf Sozialformen angewiesen und kann nicht aus sich selbst heraus existieren. Es ist dabei Ausweis der Stärke, nicht der Schwäche des Christentums, bestimmte Fragen in der Schwebe belassen zu können und zugleich konkrete Deutungsangebote zu machen. Es geht darum, offen für die Vielfalt spätmoderner Spiritualität zu sein und zugleich den eigenen Kern zu behalten.

V. Fazit

Innovationen sind immer risikoreich, für Organisationen mit Überlebensproblemen gilt das einmal mehr: »Risikoreich sowohl in der Frage, ob die Umwelt die Änderungen akzeptiert oder vielmehr an den gewohnten Erwartungen festhält; und risikoreich auch in der Frage, ob und wie sie systemintern durchgeführt werden.«³ Es ist insofern elementar, behutsam und umsichtig vorzugehen und das Bewährte nicht allzu schnell als (teuren) Ballast von gestern zu betrachten. Es bedarf nicht nur der Dynamik, der Bewegung und des Fluiden, wie das EKD-Papier immer wieder insinuiert, sondern auch der Verlässlichkeit, Stabilität und Beständigkeit. Je krisenhafter eine Gegenwart und je ungewisser die

Zukunft erfahren wird, desto wichtiger ist es, suchend und fragend vorzugehen. Die Antworten in Ost und West sowie Nord und Süd werden dabei verschieden ausfallen, die kirchliche Landschaft ist viel zu divers – zentralistische Generalsätze helfen deshalb kaum weiter.

Eine genauere Klärung des Verhältnisses von EKD und Landeskirchen scheint gleichwohl dringend geboten zu sein. Eine Reform kann auch dadurch erfolgen, dass man sich an die eigenen Wurzeln erinnert. Und hier war es die Vertretung *in politicis*, die die Gründung der EKD maßgeblich motivierte. Gegenüber dem Gemeinwesen sollten die Organe der EKD die Anliegen des Protestantismus gegenüber der Politik zur Geltung bringen und so einen klaren, identifizierbaren Ansprechpartner benennen. Dies in dem beschriebenen Sinne zu realisieren, scheint angesichts gegenwärtiger Umstände und Herausforderungen aktueller denn je zu sein. In der Vielstimmigkeit der politischen Prozesse muss die evangelische Stimme klar vernehmbar sein. Das bedeutet nicht, dass es im Protestantismus nur eine einzige legitime Position geben könnte. Es ist vielmehr die Aufgabe der EKD und ihrer Repräsentanten, nach außen genau das vorzutragen, was als ein von allen getragener Korridor oder Kompromiss gelten kann und in diesem Sinn mit einer Stimme zu sprechen. Die Vielfalt christlicher Frömmigkeitskulturen kann und muss hingegen dem Nebeneinander und dem Lokalkolorit der Landeskirchen überlassen bleiben.

3. N. Lubmann, Organisation und Entscheidung, Opladen 2000, 353.